

Wohnen partizipativ erforschen. Methodologische Überlegungen im Kontext von inklusivem Wohnen

Tobias Studer, Nuria van der Kooy

Keywords *Partizipative Forschung; Inklusion und Wohnen; Privatheit*

1. Einleitung

Partizipative Forschung fokussiert in besonderer Weise auf ein allgemeines Thema qualitativer Sozialforschung: Es kann nicht über Menschen geforscht werden, ohne deren Beteiligung methodisch und methodologisch mitzudenken. Dies gilt dahingehend, dass Menschen nicht als Objekte der Forschung betrachtet werden, sondern dass sie als Subjekte und Beteiligte des Forschungsprozesses zu verstehen sind. Beim partizipativen Erforschen des Wohnens zeigen sich besondere Herausforderungen, da das Wohnen und die gewählte Wohnform mit einem hohen Grad an Privatheit verbunden sind. In der Gesellschaft wird das Wohnen respektive der private Raum im Kontrast zur Öffentlichkeit als Inbegriff der Selbstbestimmung verstanden. Nach Jürgen Habermas umfasst die Öffentlichkeit diejenige Sphäre, die zwischen Ökonomie und Staat vermittelt und den Bürgerinnen und Bürgern als Publikum die öffentliche Meinungsbildung ermöglicht (Habermas 1973: 62). Öffentlichkeit als Ort räsonierender Bürgerinnen und Bürger zur Klärung allgemein relevanter gesellschaftlicher Belange setzt als demokratisches Ideal eine private Sphäre voraus, die als Rückzugsort zur Meinungsbildung der involvierten Personen dient.

Vor dem Hintergrund dieses normativen Verständnisses wird deutlich, inwiefern dem Wohnen in der modernen Gesellschaft auch im Hinblick auf die Gestaltung demokratischer Prozesse eine hohe Bedeutung zukommt. Gerade deshalb ist es von Relevanz, wem die Möglichkeit des selbstbestimmten Wohnens verwehrt wird. Die Wohnung gilt als Rückzugsort vor den öffentlichen Anforderungen und Belangen und bestenfalls in Gestaltung des Ortes und hinsichtlich der gewählten Lebensform als Ausdruck des selbstbestimmten Lebens (siehe beispielsweise Artikel 19 der UNO-Behindertenrechtskonvention). Das Wohnen stellt allerdings auch hinsichtlich der individuellen, biografischen und intergenerationalen Entwicklung ein zentrales Thema dar: der Wechsel der Wohnform von der Familie hin zu einer eigenen selbst-

gewählten Wohnform oder der längerfristig angelegten Gründung einer eigenen Familie. Dies stellt auch entwicklungspsychologisch einen wichtigen Schritt im Leben dar. In diesem Zusammenhang interessiert sich der vorliegende Beitrag für das Themenfeld, dass bestimmten Personen die Möglichkeit dieses Entwicklungsschritts stark erschwert und bisweilen verunmöglicht wird: Menschen mit Behinderung können noch immer kaum selbst bestimmen, wie, wo und mit wem sie wohnen möchten. Vielmehr bestehen für Menschen mit Behinderung starke Einschränkungen bezüglich der selbstbestimmten Wahl des Wohnens. Der Fokus liegt noch immer auf institutionellen Angeboten, bei denen weniger der Wunsch der betroffenen Personen zählt als vielmehr der zur Verfügung stehende freie Platz in der jeweiligen Institution.

Den privaten Raum beim Wohnen zu erforschen, geht mit einem hohen Grad an Eingriffen in die private Lebenswelt einher. Entsprechend besteht Legitimationsbedarf, womit sich die Sozialforschung methodisch und methodologisch beschäftigt. Der vorliegende Artikel ist folgendermaßen aufgebaut: Im ersten Schritt bearbeiten wir das Thema »Inklusion, Behinderung und Wohnen« (Kap. 2). Dabei steht die Frage nach den Wohnmöglichkeiten von Menschen mit Behinderung im Vordergrund. Zweitens erfolgt eine Auseinandersetzung mit methodologischen Aspekten, wie sie sich ganz allgemein in der Sozialforschung und im Speziellen beim Forschen mit Menschen mit Behinderung im Kontext einer partizipativ ausgerichteten Forschung zeigen (Kap. 3). In einem weiteren Kapitel erfolgt eine Verknüpfung zwischen den methodologischen Überlegungen und einem konkreten Wohnprojekt zu inklusivem Wohnen (Kap. 4). Dabei werden wir Fragen rund um die Umsetzung beim partizipativen Forschen über inklusives Wohnen als Thesen methodologischer Aspekte diskutieren. Ein abschließendes Kapitel trägt die zentralen Erkenntnisse zusammen (Kap. 5).

2. Inklusion, Behinderung und Wohnen

Die freie Wahlmöglichkeit bei der Wohnform ist für Menschen mit Behinderungen oft nicht gegeben. Vielmehr werden noch immer viele Menschen mit Behinderungen entweder noch im Erwachsenenalter in der eigenen Familie betreut oder in stationäre Betreuungseinrichtungen platziert. Obwohl mit der UN-Behindertenrechtskonvention ein Recht auf unabhängige Lebensführung und Einbeziehung in die Gemeinschaft eingeführt wurde (vgl. UN-BRK Art. 19), sind die Möglichkeiten des selbstständigen Wohnens insbesondere für Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung stark eingeschränkt (van der Kooy/Studer 2019).¹ Während beispiels-

1 Die Verbände *INSOS Schweiz*, *CURAVIVA Schweiz* und *VAHS Schweiz* haben auf die unbefriedigende Umsetzung der Behindertenrechtskonvention in Zusammenarbeit mit Selbstvertre-

weise Deutschland bedeutend mehr Möglichkeiten inklusiven Wohnens hat (siehe beispielsweise das Angebot bei www.wohnsinn.org), bestehen in der Schweiz noch immer kaum Wahlmöglichkeiten, damit Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung selbstbestimmt wohnen können (zu erziehungswissenschaftlichen Zugängen zur Wohnforschung siehe Meuth 2017).

Für Menschen mit körperlichen Behinderungen wurde in der Schweiz mit dem Assistenzbeitrag der Invalidenversicherung eine verbesserte Möglichkeit für eine selbständigere Lebensgestaltung geschaffen. Allerdings bestehen gemäss dem Schattenbericht von Inclusion Handicap noch immer erhebliche Zugangshürden für Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung:

»So ist schon alleine die Gesuchstellung für viele Menschen mit Behinderungen – insbesondere für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen – nicht oder nur erschwert möglich. [...] Die primäre Voraussetzung für den Anspruch auf einen Assistenzbeitrag ist der Anspruch auf eine Hilfslosenentschädigung. Jedoch sind die für den Bezug einer Hilfslosenentschädigung formulierten Kriterien fast ausschliesslich auf körperliche Hilfestellungen ausgerichtet, sodass Menschen mit einer geistigen und/oder psychischen Behinderung nur einen äusserst beschränkten Zugang zum Assistenzbeitrag haben« (Inclusion Handicap 2017: 85).²

So wurde die Schweiz gerade letzthin durch die UNO hinsichtlich der Umsetzung der Behindertenrechtskonvention geprüft und es wurde festgehalten, dass die Schweiz beim Wohnen bei Menschen mit Behinderungen noch stark auf institutionelle Wohnformen fokussiert.³

3. Partizipative Forschung und Aktionsforschung

Forschung im Kontext von Menschen mit Behinderung sieht sich mit unterschiedlichsten Fragen konfrontiert: Einerseits muss sich diese Forschung dahingehend legitimieren, weshalb Menschen mit kognitiver Behinderung des Öfteren eine Fähig-

terinnen und Selbstvertretern mit einem Aktionsplan zur Realisierung der gesetzlichen Vorgaben in Institutionen und in der Öffentlichkeit reagiert. Vgl. <http://www.aktionsplan-un-brk.ch>, Zugriff am 29.06.2022.

2 *Inclusion Handicap* ist der Dachverband der Behindertenorganisationen in der Schweiz, der sich für Inklusion und den Schutz der Rechte von Menschen mit Behinderungen einsetzt (vgl. <https://www.inclusion-handicap.ch>). Bei der *Hilfslosenentschädigung* handelt es sich um eine Leistung der Invalidenversicherung, die Menschen erhalten, die bei alltäglichen Lebensverrichtungen auf Unterstützung angewiesen sind. Der Unterstützungsbedarf bezieht sich in erster Linie auf Aspekte körperlicher Gesundheit.

3 Siehe beispielsweise <https://www.inclusion-handicap.ch/de/themen/un-brk/schattenbericht-667.html> (Zugriff am 13.10.2022).

keit des Forschens abgesprochen wird (vgl. auch das Forschungsprojekt SEGEL, das sich mit Selbstbestimmung beschäftigt: Strolz 2020). Zweitens stellt sich die Frage nach dem angemessenen methodischen Vorgehen im Erforschen der Lebenslagen von Menschen mit Behinderung. Hierzu lassen sich eingangs einige allgemeine Punkte festhalten:

Erstens lässt sich als Prämisse formulieren, dass Forschen immer abhängig von der sozialen Position der forschenden Person ist. Forschen ist zuallererst damit verbunden, dass wir Forschende über etwas, das wir nicht wissen oder kennen, Genaueres herausfinden möchten (Graf 2008). Dieses Interesse ist der Ausgangspunkt des Forschens und bedingt eine systematische Auseinandersetzung mit der sozialen Position, vor der wir erst in die Situation gelangen, uns mit etwas Unbekanntem auseinanderzusetzen.

Zweitens sind wir damit konfrontiert, dass die Trennung zwischen Subjekt und Objekt in der Sozialforschung nicht im gleichen Maße funktioniert, wie das beispielsweise in der naturwissenschaftlichen Forschung suggeriert wird (siehe hierzu Devereux 1976). Bei der Trennung zwischen Subjekt und Objekt der Forschung handelt es sich um eine klassische methodische Annahme, die im Bereich der Sozialforschung des Öfteren zu systematisch angelegten Erkenntnisproblemen führt (siehe beispielsweise Studer/Vogel 2010). Mit der Vorstellung klar definierbarer Objekte der Forschung, auf die wir unseren Blick werfen, wird eine Außenposition der Erkenntnis angenommen, die es so nicht geben kann. Wer über etwas forscht, ist immer schon Teil des Sozialen und interveniert gegenüber dem Forschungsobjekt.

In diesem Zusammenhang sind wir *drittens* als Forschende ein Teil der Forschung: Wir partizipieren, nehmen also teil an der Forschung. Das bedeutet, dass wir als Forschende immer auch in einer bestimmten Weise Einfluss nehmen auf den Forschungsgegenstand und vor allem auf das Forschungssetting. In diesem Zusammenhang hat Devereux (1976) beschrieben, dass selbst beim systematisch eingerichteten Experiment als standardisierter Form der Forschung der Einfluss der Forschenden nicht herausgenommen werden kann: So sagt das Verhalten des Tieres in einem Experiment mehr aus über die Annahmen der Forschenden als über das vermeintlich natürliche Verhalten und die Disposition des untersuchten Tieres.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen und Prämissen lässt sich erwähnen, dass die fehlende Klarheit in der Trennung zwischen Objekt und Subjekt der Forschung *erstens* eine fortwährende Klärung der Rolle als Forschende mit sich bringt und *zweitens* die fehlende Klarheit Unsicherheit und Angst in der Rolle als Forschende hervorbringen kann: Das Wahrnehmen einer Rolle ist gleichzeitig mit Handlungserwartungen in einem sozialen Kontext verbunden. Es sind externe Beobachter:innen, die an uns ein bestimmtes Verhaltensrepertoire in unserer Rolle richten (Graf 2008: 105). Der Psychoanalytiker Paul Parin entwickelte mit der »Identifikation mit der Rolle« eine Begrifflichkeit, die den Bedarf zur Stabilisierung im Forschungssetting zu erklären vermag (Parin 1978). Denn die Identifikation mit

der Rolle, sei es beispielsweise der Forschenden oder auch der Sozialarbeitenden, bietet eine Entlastung in einem institutionellen Rahmen.

Als Forschende wollen wir Dinge, meistens Menschen in ihren sozialen Verhältnissen, genauer verstehen, weil wir sie nicht kennen. Diese fehlende Kenntnis löst bei uns Forschenden einerseits Neugier, andererseits möglicherweise aber auch Angst davor aus, dass wir durch die Erforschung des Gegenübers auch unverhofft Dinge über uns selbst herausfinden. Die Angst kann sich vor allem dann zeigen, wenn wir keine spezifische Forschendenrolle einnehmen können respektive die Rolle nicht per se zur Aufrechterhaltung der Performanz in der Forschung hilft (siehe zur Ethnografie in der Männlichkeitsforschung Studer 2020). Gerade im Bereich der teilnehmenden Beobachtung ist die Involviertheit als Forschende am deutlichsten. Die Trennung zwischen den Forschenden und den Objekten der Forschung lässt sich nur schwer über institutionelle oder rollenbezogene Abgrenzungen vornehmen (Breidenstein et al. 2013).

Die Überlegungen und Grundlagen für das nachfolgend vorgestellte Projekt orientieren sich an der sogenannten Aktionsforschung, die maßgeblich auf Kurt Lewin zurückgeht:

»Die für die soziale Praxis erforderliche Forschung lässt sich am besten als eine Forschung im Rahmen sozialer Unternehmungen oder sozialer Technik kennzeichnen. Sie ist eine Art Tat-Forschung (action research), eine vergleichende Erforschung der Bedingungen und Wirkungen verschiedener Formen des sozialen Handelns und eine zu sozialem Handeln führende Forschung« (Lewin 1953: 280).

In erster Linie drehte sich die Idee der Aktionsforschung darum, dass Forschung immer eine Form der Intervention in ein Forschungsfeld ist, welches anschließend angemessen ausgewertet werden muss. Ziel ist es entsprechend, die Lebenspraxis der Menschen in die Forschung reinzunehmen. Das stellt die Forschenden vor gewisse Probleme, wie das Fritz Haag beschreibt:

»Sozialwissenschaftler, die die gesellschaftlichen Widersprüche in ihrer Forschungspraxis erfahren, sich diese Widersprüche bewusst machen und sie durch das Interesse an einer eigenen Repräsentanz in gesellschaftlicher Praxis entfalten wollen, kommen bei dem Versuch, eine diesem Interesse adäquate, neue Forschungsstrategie zu entwickeln, in vielfältige Schwierigkeiten« (Haag 1975: 38; siehe auch Unger 2014; Hedderich/Egloff/Zahnd 2015; Haag et al. 1975; Verein Forschungsgruppe Kreativwerkstatt 2017 und die neue Studie von Bühler 2023).

Im Sinne der Kritischen Theorie hat Wissenschaft nicht allein die Funktion, die Gesellschaft in ihren Prozessen und Strukturen zu analysieren und entsprechend zu reproduzieren, sondern sie auch dahingehend zu erforschen, wo eine Gesellschaft

ihre Möglichkeiten von sozialer Gerechtigkeit und Solidarität nicht verwirklicht hat (siehe Horkheimer zur Unterscheidung zwischen kritischer und traditioneller Theorie: Horkheimer 1970; für die Soziale Arbeit wurde diese Argumentation in der Theorie der offensiven Sozialarbeit weiterentwickelt: Graf 2017; Vogel 2017). Diese Art des Forschens stellt sich gegen eine Vorstellung von Wissenschaft, die in erster Linie das Bestehende abbilden möchte. Eine sich selber kritisch verstehende Sozialwissenschaft ist darauf aus, »mit Menschen in alltäglicher Praxis in gemeinsamen Arbeits- und Lernverhältnissen zu arbeiten und darüber zu kommunizieren, um in diesen gemeinsamen Arbeits-, Lern- und Selbstreflexionsprozessen zum Abbau von Herrschaft beizutragen« (Haag 1975: 42). Es ist nicht damit getan, dass wir als Forschende von außen die Forschungsobjekte betrachten, weil darin bereits eine Unterscheidung besteht, die auf gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen und Privilegien beruht. Diese Idee des gemeinsamen Lernens beinhaltet also auch, dass die jeweiligen sozialen Positionen zum Gegenstand gemacht werden, um die darin enthaltenen Herrschaftsmomente bewusst zu machen und längerfristig abzubauen.

Die Grundidee der partizipativen Forschung geht auf die oben genannte Aktionsforschung zurück, die darauf abzielt, Forschung für emanzipatorische und demokratiefördernde Zwecke nutzbar zu machen (Mangold/Rusack/Thomas 2017; Unger 2014). Die partizipative Forschung bewahrt dieses Bestreben, legt den Fokus aber verstärkt darauf, dass die Co-Forschenden die Wissenschaftler:innen nicht ersetzen, sondern ergänzen sollen. Hedderich et al. formulieren die Konsequenzen aus einer partizipativen Forschung folgendermaßen:

»Partizipative Forschung bewirkt vielfältige und komplexe Lernprozesse, die sowohl die Ebene der Wissenskonstruktion als auch die Ebene der Identität der Forschenden betrifft. ›Traditionelle‹ Wissenschaft wird herausgefordert, neue Formen der Wissensgewinnung zu generieren und alle Bereiche des Forschungsprozesses verstärkt reflexiv zu gestalten« (Hedderich et al. 2016: 11).

Die Lernprozesse sind also auch auf der Seite der Forschenden und die forschungsmethodischen Fragen müssen quasi allgemein zur Verfügung gestellt und verhandelbar werden.

»Auch die Autor_innengruppe des Memorandums zur Partizipativen Forschung (2016) macht sich dafür stark, dass Co-Forscher_innen« an allen Entscheidungen des Forschungsprozesses beteiligt werden« (o. S.) und zwar von Beginn des Prozesses an, also bereits bei der Ideenentwicklung und Antragstellung« (Mangold et al. 2017: 36).

Diese Überlegung lässt sich bestens bei der Forderung von Selbstvertretungsgruppen anbinden, nicht *über* sie, sondern *mit* ihnen zu sprechen (siehe hierzu beispiels-

weise die Publikationen der Gruppe Mitsprache Zürich: Gruppe Mitsprache 2014; Egli et al. 2014). Der Ursprung dieser Position von Selbstvertretungsgruppen liegt in den sogenannten Disability Studies, die sich als soziale Bewegung von Wissenschaftler:innen mit dem Slogan »nothing about us without us« verstehen. In der Studie von Bühler (2023) wird systematisch herausgearbeitet, inwiefern die partizipative Forschung insbesondere mit Menschen mit Beeinträchtigung eine konsequente Auseinandersetzung mit der eigenen Forschungsrolle mit sich bringt. Unter Beizug der Ethnopsychoanalyse (Erdheim 1982) geht es darum, dass »Einflüsse der Forscherin, ihre Gegenübertragungen, Widerstände, Abwehr konstruktiv und produktiv genutzt werden können« (Bühler 2023: 245).

4. Thesen zu partizipativem Forschen

Vor dem Hintergrund dieser beschriebenen Überlegungen zu einer partizipativ ausgerichteten Form der Forschung lässt sich das inklusive Wohnprojekt in der Stadt Bern diskutieren. Es handelt sich um ein Projekt von insieme Kanton Bern, welches die Autor:innen dieses Beitrags mit der wissenschaftlichen Begleitung beauftragt hat.⁴ Das Wohnprojekt startete 2018 und zeichnet sich seitens der Projektleitung durch Zukunfts Offenheit aus. Angesichts der kaum vorhandenen Wahlmöglichkeiten für Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung in der Schweiz, selbstbestimmt und inklusiv zu wohnen, verfolgt das Projekt zwei Ziele: erstens die Entwicklung einer konkreten Wohnform. Zweitens soll die Erstellung eines Leitfadens für weitere interessierte Personen eine Grundlage für eigene Wohnprojekte liefern. Zum aktuellen Stand des Projekts ist zu sagen, dass drei junge Erwachsene mit Beeinträchtigung im Herbst 2023 gemeinsam mit drei jungen Menschen ohne Beeinträchtigung in die inklusive WG eingezogen sind.

Es stellt sich nicht nur die Frage, wie Selbstbestimmung beim Wohnen für alle Menschen gewährleistet werden kann, sondern auch die Frage für die Forschung, wie mit Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung gemeinsam über das Wohnen geforscht werden kann. Im Rahmen des Projekts wurde deutlich, dass viele implizite und unhinterfragte Normen aller Forschungsbeteiligten zum Wohnen nicht stillschweigend vorausgesetzt werden können. Es ging zu Beginn darum, mit den jungen Erwachsenen zu schauen, was für Wohnformen es überhaupt gibt. »Sich etwas

4 insieme Kanton Bern unterstützt Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung und ihre Angehörigen bei alltäglichen Problemen und Herausforderungen im Zusammenhang mit der Beeinträchtigung. Informationen zum Wohnprojekt finden sich unter <https://www.insieme-kantonbern.ch/startseite/wohnprojekt>. Erste Reflexionen zum Projektverlauf und weitere Informationen zum Hintergrund des Projekts finden sich in einer ersten Publikation (van der Kooy/Studer 2019).

zu wünschen, setzt die Fähigkeit voraus, sich etwas vorzustellen, was noch nicht ist. Dies ist eine sehr abstrakte Form des Denkens und erfordert entsprechende kognitive Fähigkeiten. Wünsche sind ebenfalls schwer zu äussern, wenn die Informationen über Alternativen fehlen« (Buckenmaier/Stadelmann 2017: 70). Im Projekt wurde ein großes Gewicht darauf gelegt, mit ihnen über ihre Vorstellungen des Wohnens zu diskutieren und die damit verbundenen Erwartungen immer wieder zum Gegenstand zu machen. Die Zusammenarbeit mit den Eltern war von Anfang an vorgesehen. Die Eltern spielen eine prägende Rolle im Leben der jungen Erwachsenen. Sie sind einerseits Experten für ihre Kinder, können teilweise auch übersetzen und Themen ansprechen, die den jungen Erwachsenen vielleicht weniger bewusst sind. Andererseits sind sie oft in einer beschützenden Rolle, die bisweilen auch hinderlich für die Entwicklung der Kinder sein kann. Sie bringen eigene und wichtige Themen für das Zusammenleben ein, da es für sie viel Vertrauen und Mut erfordert, ihre Kinder in eine neue und weitgehend unbekannte Wohnform zu entlassen. Dies braucht viel Zeit zur Klärung und kann gelegentlich dazu führen, dass die jungen Erwachsenen nicht mehr mitkommen und bei den Klärungen abhängen. Dies beeinflusst unseren Fokus im Projekt, der ganz klar auf den jungen Erwachsenen liegt. Wir müssen immer wieder Raum schaffen, um den Anliegen der jungen Erwachsenen und ihrer Eltern gerecht zu werden. Am Anfang des Projekts wurden Workshops größtenteils mit allen Beteiligten zusammen durchgeführt. Erst als wir mit den Eltern und den jungen Erwachsenen öfters in separaten Gruppen Themen erarbeiteten, entstand bei uns der Eindruck, dass die jungen Erwachsenen das Projekt zu ihrem eigenen machten. Unsere Aufgabe war dann auch, die jungen Erwachsenen dahingehend zu befähigen und darin zu stärken, zu ihren Entscheidungen zu stehen und diese den Eltern zu erklären. Die Zusammenarbeit mit Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen erfordert viel Zeit, um alle Schritte transparent zu machen und in leichter Sprache zu erklären. Man kann nur an etwas gemeinsam forschen, was man versteht.

Anknüpfend an das Wohnprojekt lassen sich zum aktuellen Zeitpunkt drei allgemeine Thesen zu methodologischen Möglichkeiten und Herausforderungen formulieren:

Ein »klassisches« *Forschungssetting* als Trennung zwischen Forschungsgegenstand und Forschenden lässt sich erstens unter diesen Bedingungen kaum aufrechterhalten, was auch mit dem Auftrag der wissenschaftlichen Begleitung und dem Format der Praxisforschung zusammenhängt. Diese Thematik knüpft an die oben genannten Überlegungen an und lässt sich noch weiter dahingehend vertiefen, dass die Aufspaltung zwischen Erkenntnis- und Handlungslogik ein vergleichsweise neues Phänomen ist (Vogel 2017: 102ff.). In der Tradition der sogenannten Chicagoer School und der Settlement-Bewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Trennung zwischen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen und sozialarbeiterischen Interventionen noch nicht derart stark institutionalisiert, wie das

heute der Fall ist (siehe hierzu auch Lehner/Güntner/Reutlinger in diesem Band). Es kommt quasi zu einer Spaltung von Denken und Handeln, was Unbewusstmachungen in beide Richtungen zur Folge hat.

Dies gilt zweitens auch für die *Rolle als Forschende*: Diese Rolle wird immer wieder zur Disposition gestellt; das gemeinsame Forschen am Wohnen bedingt ein partielles Aufgeben der Rolle zugunsten eines gemeinsamen Klärens der relevanten Aspekte. Es geht also nicht darum, eine klare Rolle als Forscher:in wahrzunehmen, sondern Stabilität in den jeweiligen Beziehungen zu gewährleisten. In Analogie zur erstgenannten These liegt in der Selbstbestimmung der Menschen ein gemeinsamer Orientierungspunkt, der eine Unterscheidung von Rollen nicht mehr nötig macht. Vielmehr stellt die Autonomie den gemeinsamen Bezugspunkt dar, an dem sich die involvierten Personen in der Gestaltung der Beziehungen ausrichten.

In diesem Zusammenhang stellen sich drittens Fragen rund um *Emotionen*, die sich in diesem Forschungskontext in besonderer Weise zeigen. Das gemeinsame Erforschen einer noch nicht bestehenden Wohnform löst beispielsweise bei allen Beteiligten Ängste aus, sei es hinsichtlich des Gelingens oder auch bezüglich der Unklarheiten, was diese Wohnform des inklusiven Wohnens mit sich bringt. Hierbei sind beispielsweise Reaktionen von Menschen ohne Behinderung auf die Selbstbestimmungsforderungen von Menschen mit Behinderung interessant: »Ich kann doch in meinem Leben auch nicht alles selbst bestimmen.« Im Fokus sollte dabei das gemeinsame Lernen an solchen Wahrnehmungen von Grenzen möglicher Lebensweisen stehen. Wir müssen uns als Forschende unserer eigenen Macht und Deutungsmöglichkeiten im Projekt bewusst sein. Die eigene Rolle und die damit einhergehenden Möglichkeiten der Beeinflussung müssen immer wieder reflektiert werden. Hierzu geben wir uns nach jedem Workshop und Sitzung zu zweit Feedback und lassen die Entwicklungen der Besprechungen Revue passieren (siehe zur Wichtigkeit von Reflexion und Supervision in der Sozialforschung Graf 2008; Graf/Salis 2003). Das Bewusstmachen und Verbalisieren der eigenen Vorstellungen von inklusivem Wohnen ist dabei auch ein wichtiger Teil. Es sollen nicht unsere Vorstellungen, sondern die Ideen der jungen Erwachsenen umgesetzt werden. Um in der Zusammenarbeit mit den jungen Erwachsenen immer wieder eine Ergebnisoffenheit zu gewährleisten, ist der Austausch unter uns Forschenden von großer Wichtigkeit. Es ist zentral, dass wir unser Handeln stets begründen können, um das Ungleichgewicht von Macht aufarbeiten zu können.

5. Abschließende Überlegungen

Interessant wäre es für zukünftige Projekte, dass Menschen mit Behinderungen ihre Erfahrungen und ihr Wissen auch weitergeben könnten. Die Befähigung, als Peers neue Projekte zu unterstützen, stellt eine interessante Perspektive dar. Die Haltung,

dass Menschen mit Behinderungen als Selbstvertretende für ihre Interessen und Anliegen im Bereich des Wohnens und anderen Lebensbereichen eintreten können, ist grundlegend. Auch für andere Projekte wäre es relevant, wenn Selbstvertreter:innen aus eigener Erfahrung gefragt und involviert werden. Sie zeigen oft Sichtweisen auf, die gesellschaftlich, politisch und in der Forschung nicht mitgedacht werden. Das partizipative Forschen stellt viele weitgehend anerkannte methodologische Annahmen in Frage. Forschungssetting und Forschungsrollen müssen zur Disposition gestellt werden, eine außenstehende Perspektive lässt sich nicht einnehmen. Der Beitrag sollte am Beispiel eines inklusiven Wohnprojekts die notwendige Auseinandersetzung mit forschungstechnischen und methodologischen Selbstverständlichkeiten aufzeigen. Es wäre dabei weiter zu klären, inwiefern die Tradition der Aktionsforschung und der partizipativen Forschung einen Anknüpfungspunkt für die etablierte, aber irreführende Unterscheidung zwischen Erkenntnis- und Handlungslogik bietet. Das Erforschen des Wohnens bringt eine notwendige Auseinandersetzung mit politischen Verhältnissen und der Relation von Privatheit und Öffentlichkeit mit sich. Es gilt, das Politische am Wohnen gemeinsam zu erforschen.

Literatur

- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft.
- Buckenmaier, Sabrina/Stadelmann, Nadja (2017): Die Beteiligung von Selbstvertreter(inne)n bei der Entwicklung des Wohnens im Gemeinwesen. In: Terfloth, Karin/Niehoff, Ulrich/Klauß, Theo/Buckenmaier, Sabrina (Hg.): Inklusion – Wohnen – Sozialraum: Grundlagen des Index für Inklusion zum Wohnen in der Gemeinde. 2. Auflage. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, 64–74.
- Bühler, Irina (2023): Als Forschende in der partizipativen Forschung: Rollenperformanz und Rollenkonflikt. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Devereux, Georges (1976): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt a.M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Egli, Elisabeth/Häberling, Bruno/Imhof, Jürg/Krauss, Bernhard/Meier, Annemarie/Thurneysen, Joel/Rauch, Silvio/Roulin, Christophe/Schönenberger, Karin/Studer, Tobias/van der Kooy, Nuria/Weiler, Peter (2014): »Ich möchte selber wählen, ob ich die Hörgeräte anziehe!« Eine Diskussion der Gruppe Mitsprache zum Thema Selbstbestimmung. In: SozialAktuell (2), 14–15.
- Erdheim, Mario (1982): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozess. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Graf, Erich Otto (2008): *Forschen als sozialer Prozess. Zur Reflexion von Momenten der Forschung in sozialwissenschaftlicher Forschung*. Luzern: Verlag an der Reuss.
- Graf, Erich Otto/Salis, Elisabeth von (Hg.) (2003): *Erfahrungen mit Gruppen. Theorie, Technik und Anwendungen der operativen Gruppe*. Zürich: Seismo-Verlag.
- Graf, Martin Albert (2017): *Offensive Sozialarbeit. Beiträge zu einer kritischen Praxis*. Band 1: Grundlagen. Norderstedt: Books on Demand.
- Gruppe Mitsprache (2014): »Es braucht für jeden von uns eine Arbeit, die zu uns passt und bei der wir nicht unterfordert sind.« Ein Erfahrungsbericht von andersbegabten Menschen. In: *Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik*. 20. Jg. (10), 12–17.
- Haag, Fritz (1975): *Sozialforschung als Aktionsforschung*. In: Krüger, Helga/Schwärzel, Wiltrud/Wildt, Johannes/Haag, Fritz (Hg.): *Aktionsforschung. Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne*. 2. Auflage. München: Juventa Verlag, 22–55.
- Haag, Fritz/Krüger, Helga/Schwärzel, Wiltrud/Wildt, Johannes (Hg.) (1975): *Aktionsforschung. Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne*. 2. Auflage. München: Juventa Verlag.
- Habermas, Jürgen (1973): *Öffentlichkeit*. In: ebd. (Hg.): *Kultur und Kritik: Verstreute Aufsätze*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 61–69.
- Hedderich, Ingeborg/Egloff, Barbara/Zahnd, Raphael (Hg.) (2015): *Biografie, Partizipation, Behinderung. Theoretische Grundlagen und eine partizipative Forschungsstudie*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Hedderich, Ingeborg/Graf, Erich Otto/Reisel, Monika/Reppin, Jeanne/Zahnd, Raphael (2016): *Partizipative Forschung – Inklusion als Lernprozess*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik*. 22. Jg., 6–12.
- Horkheimer, Max (1970): *Traditionelle und kritische Theorie: vier Aufsätze*. Frankfurt a.M.: Fischer Bücherei.
- Inclusion Handicap (2017): *Schattenbericht. Bericht der Zivilgesellschaft anlässlich des ersten Staatenberichtsverfahrens vor dem UN-Ausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen*. Herausgegeben von Inclusion Handicap – Dachverband der Behindertenorganisationen Schweiz. <https://www.inclusion-handicap.ch>
- Lewin, Kurt (1953): *Die Lösung sozialer Konflikte: ausgewählte Abhandlungen über Gruppendynamik*. Bad Nauheim: Christian Verlag.
- Mangold, Katharina/Rusack, Tanja/Thomas, Severine (2017): *Partizipative Forschung und Beteiligung in pädagogischen Handlungsfeldern. Gemeinsame Erfahrungen und Herausforderungen*. In: *Sozial extra*. 2. Jg., 34–37.
- Meuth, Miriam (Hg.) (2017): *Wohn-Räume und pädagogische Orte: erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*. Wiesbaden: Springer VS.

- Parin, Paul (1978): Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopschoanalytische Studien. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Strolz, Sybilla (2020): Fragen, die plagen. Menschen mit und ohne Beeinträchtigung forschen gemeinsam zum Thema Selbstbestimmung. In: Sozial Aktuell (November), 20–21.
- Studer, Tobias (2020): Ein ethnografischer Zugang zu Geschlecht als soziales Distinktionsmerkmal: Männlichkeit unter Bedingungen gesellschaftlicher Prekarität. In: Kubandt, Melanie/Schütz, Julia (Hg.): Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, 144–159.
- Studer, Tobias/Vogel, Margot (2010): Gesellschaftliche Prozesse der Unbewusstmachung am Beispiel von Rechtsextremismus und Jugend. In: Riegel, Christine/Scherr, Albert/Stauber, Barbara (Hg.): Transdisziplinäre Jugendforschung. Grundlagen und Forschungskonzepte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 233–252.
- Unger, Hella von (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.
- van der Kooy, Nuria/Studer, Tobias (2019): Wie möchte ich wohnen? Einblicke in ein inklusives Praxisprojekt. In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik. 25. Jg. (8), 20–26.
- Verein Forschungsgruppe Kreativwerkstatt (2017): Begegnungswelten in der Kreativwerkstatt. Berlin: epubli GmbH.
- Vogel, Christian (2017): Offensive Sozialarbeit. Beiträge zu einer kritischen Praxis. Band 2: Verfahren und Anwendungen. Norderstedt: Books on Demand.